

Urgeschichte der Schweiz. Bd. I [hrsg. v. O. Tschumi]

Autor(en): **Vogt, Emil**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera**

Band (Jahr): **1 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

EINZELBESPRECHUNGEN — COMPTES RENDUS

Urgeschichte der Schweiz. Bd I. Herausgegeben von O. Tschumi. Mitarbeiter: H. Bächler, W. Rytz, K. Hescheler, E. Kuhn, O. Schlaginhaufen, O. Tschumi. Verlag Huber & Co., Frauenfeld 1949. 751 S., 293 Abb. und 2 Karten. Preis Fr. 64.—.

Eine zusammenfassende Urgeschichte eines Landes zu schreiben, ist bei dem ständigen Zunehmen des Fundmaterials und der sich deshalb stets vermehrenden Zahl der Feststellungen und Erkenntnisse eine verantwortungsvolle und schwierige Aufgabe. Die letzte größere Monographie über die Urgeschichte der Schweiz erschien vor 50 Jahren aus der Feder von Jakob Heierli. Den angegebenen Gründen zu Folge ist sie längst veraltet, aber zu einem Denkstein schweizerischer Forschung geworden. 1926 versuchte der Herausgeber der nun vorliegenden Urgeschichte eine Zusammenfassung kleinen Umfanges, die nicht wesentlich ins Gewicht fallen konnte, zumal sie schon nur ein ganz geringes Abbildungsmaterial enthält. Der 1949 erschienene erste Teil einer zweibändigen Urgeschichte der Schweiz hat natürlich nicht nur über die letzten 50 Jahre schweizerischer Forschung zu berichten, sondern auch die früher gewonnenen Materialien zu einer neuen großen Schau zu verarbeiten. Ein solches Werk herauszugeben, umfaßt Jahre der Arbeit und hat mit Schwierigkeiten zu kämpfen, wie sie nicht auf manchem Gebiet so sehr bestehen wie auf dem Gebiet der Urgeschichte. So war meines Wissens auch das Erscheinen dieses Werkes viel früher beabsichtigt, und manches in seiner Anlage ist diesem Umstand zuzuschreiben. Die Planung geht in die 20er Jahre zurück. So ist es verständlich, daß mehrere der ursprünglichen Mitarbeiter schon vor längerer Zeit verstorben sind und zum Teil ersetzt wurden und daß in der Einleitung ein in diesem Bande noch nicht erschienener Originalartikel von D. Viollier, der sich schon vor 20 Jahren aus der Arbeit auf dem Gebiet der schweizerischen Urgeschichte zurückgezogen hat, angezeigt wird. Diese vom Herausgeber im Vorwort leider nicht angegebenen Verhältnisse lassen vieles verstehen, vor allem aber die Schwierigkeiten der Darstellung des *heutigen* Standes unseres Wissens.

Nun liegt der erste Band des Werkes mit 750 Seiten und über 290 Abbildungen vor. Er bezeichnet sich auf dem Umschlag als Standardwerk, er-

hebt also den Anspruch, nicht nur einen umfassenden und ausgeglichenen Überblick über den Stoff zu geben, sondern die wesentliche Meinung eines schweizerischen Forscherkreises, der sich nicht nur an breite Kreise des schweizerischen Volkes, sondern doch vor allem auch an die ausländische Fachwelt richtet. Diese muß sich auf ein solches Werk stützen können, wird daraus schöpfen wollen in der Annahme, hier das zu finden, was sie selbst bei Studienreisen durch die schweizerischen Museen nur vertiefen könnte. Es ist deshalb auch für die schweizerischen Fachvertreter von grundlegender Wichtigkeit, sich mit diesem Werk auseinanderzusetzen. Der Unterzeichnete tut dies mit der Feststellung, daß es bis jetzt von schweizerischer wissenschaftlicher Seite nicht so ausführlich geschah, wie es notwendig ist.

Man kann sich darüber streiten, ob ein Werk, das von mehreren Verfassern geschrieben ist, besser ist als eines, das von einem Autor in einem Guß verfaßt ist. Ich neige eher zu letzterer Form aus der Ansicht heraus, daß es schwer ist, mehrere Mitarbeiter, besonders solche aus verschiedenen Disziplinen, so auf ein bestimmtes Ziel hin zu binden, daß eine Grundidee durch das ganze Werk hindurch spürbar bleibt. Bei dieser Urgeschichte führte offenbar besonders *eine* Absicht zur Wahl des beschrittenen Weges mehrerer Verfasser, nämlich eine «naturwissenschaftlich unterbaute Urgeschichte der Schweiz zu verfassen». Auf dem Umschlag wird diese Urgeschichte sogar eine «auf naturwissenschaftlicher Grundlage fußende» genannt. Was dies eigentlich heißen soll, wird nirgends gesagt. Daß die Urgeschichtsforschung seit jeher sehr erfolgreich mit naturwissenschaftlichen Disziplinen zusammengearbeitet, ist bekannt. Daß aber die Naturwissenschaften als «Grundlage» für eine Urgeschichte dienen könnten, dürfte doch heute nicht mehr zu vertreten sein. Das Werk nennt sich eine *Urgeschichte*, womit man gemeinhin meint, daß sie sich mit den *Menschen* urgeschichtlicher Zeit und den Problemen ihrer Geschichte befaßt. Was wir von den Naturwissenschaften dazu brauchen, muß vollständig auf dieses Ziel abgestimmt sein. Wenn also laut Vorwort die Kapitel der naturwissenschaftlichen Mitarbeiter Eigenwert haben, so tönt dies zunächst etwas verdächtig. Dies sieht nicht nur nach naturwissenschaftlichem Hintergrund des geschichtlichen Vorganges aus. Meines Erachtens hat der Archäologe und Herausgeber den Mitarbeitern genaue Richtlinien zu geben zu dem, was er von ihnen zur Erreichung seines Zieles braucht. Daß dies hier nur sehr zum Teil geschah, zeigt sich an Unvollständigkeiten einerseits, an Überschreitungen des Themas andererseits, was über die Qualität an sich der naturwissenschaftlichen Beiträge natürlich nichts zu besagen braucht. Das erstere zeigt sich z.B. in folgendem:

Wenn wir an den natürlichen Hintergrund denken, vor dem sich die schweizerische Urgeschichte abspielt, dann sicher zuerst an die Oberflächenmorphologie des schweizerischen Gebietes. Dem ausländischen Archäologen etwa ist klarzumachen, daß sich dieses aus ganz verschiedenen Flußgebieten zusammensetzt, die ihrerseits eine natürliche Tendenz nach außen aufweisen (z.B. als Wanderwege). Dem Archäologen wird damit verständlich, daß auf

schweizerischem Gebiet zu gleicher Zeit völlig verschiedene, regional getrennte Kulturgruppen existieren konnten und andererseits, daß die Geschichte dieser Einzelgebiete in zahlreichen Fällen überhaupt nur als Teilgeschichte größerer Gebiete aufzufassen ist. Daraus ergibt sich aber drittens für die Anlage eines solchen Geschichtswerkes, daß ohne Hineinstellen der sauber aufgearbeiteten schweizerischen Verhältnisse in die Urgeschichte eines größeren Gebietes sich die eigentlichen historischen Spannungsfelder überhaupt nicht aufzeigen lassen. Nun, ein Kapitel über diese geographischen Voraussetzungen gibt es in diesem Werk überhaupt nicht. Statt dessen bildet das 1. Kapitel unter dem Titel «*Erdgeschichte*» eine an sich vorzügliche Zusammenfassung über die Glazialgeologie, die allenfalls den Hintergrund für die Archäologie des Paläolithikums abgeben könnte. Hingegen gibt es keine entsprechenden Abschnitte über die Geologie des Meso- und Neolithikums. Wie wichtig wäre es, z.B. etwas über die Voraussetzungen für das früheste Bauerntum vom Standpunkt des Geologen aus zu erfahren. Es ist anzunehmen, daß vom Verfasser des Kapitels «*Erdgeschichte*», H. Bächler, nicht mehr verlangt wurde als er gegeben hat und wozu der Archäologe sich nur zum kleinsten Teil kritisch zu äußern hat.

Der zweite Abschnitt, über die *Pflanzenwelt*, stammt aus der erfahrenen Hand von W. Rytz. Es handelt sich um eine sehr selbständige Arbeit größtenteils rein botanischen Inhalts. Dazu haben wir uns nicht zu äußern. Von größtem Interesse dabei sind die Darlegungen über die Vegetationsverhältnisse in der Umgebung des urgeschichtlichen Menschen in den einzelnen Epochen, die mit den verschiedensten Methoden erarbeitet wurden. Wir heben die Abstimmung auf schweizerische Verhältnisse hervor. Besonders wichtig scheint es mir, daß auch Rytz, mit Lüdi, Seespiegelschwankungen in urgeschichtlicher Zeit anerkennt, was für die Beurteilung des Pfahlbauproblems von größter Bedeutung ist. Interessant ist die Unterscheidung von Pflanzenresten, die in Pfahlbauten ausschließlich verkohlt, und anderen, die ausschließlich unverkohlt gefunden wurden. Die ersteren deuten nach Rytz auf Vorratshaltung. Von Wichtigkeit sind ferner die Ausführungen über die Entstehung und Herkunft der Kulturpflanzen, vornehmlich der Getreidearten. In engstem Kontakt mit der Urgeschichtsforschung kommt Rytz aber in seinem Kapitel über das Pfahlbauproblem. Es ist an sich erstaunlich, daß Tschumi selbst für diese umstrittenen Fragen kaum zwei Seiten eigener Erörterungen widmet und die Diskussion zur Hauptsache dem Botaniker überläßt. Ohne hier auf das weitschichtige Problem eingehen zu können, stellen wir fest, daß nicht nur die von Rytz herangezogenen archäologischen Gesichtspunkte völlig ungenügend sind, sondern auch die technischen. Menschliche Kultur und menschlicher Geist, wie sie sich auch in den Siedlungsfragen äußern, lassen sich nun einmal nicht nach zur Hauptsache naturwissenschaftlichen Gesetzen und Regeln beurteilen. Gerade dieses Beispiel zeigt, daß eine «*Urgeschichte auf naturwissenschaftlicher Grundlage*» eine eher problematische Sache sein kann.

Es folgt das Kapitel über die *Tierwelt*, das zunächst von K. Hescheler vorbereitet und nach dessen Tod E. Kuhn zur Überarbeitung anvertraut wurde. Wir begreifen die Gefühle der Pietät gegenüber Hescheler. Sie gehen aber doch in erster Linie die an, die ihn gekannt haben. Wäre es nicht aus allgemeinem Interesse angebracht gewesen, diesen Abschnitt E. Kuhn ganz zu überlassen? Besonders bei diesem Kapitel gilt der obengenannte Gesichtspunkt des Eigenwertes eines naturwissenschaftlichen Beitrages. Er geht ziemlich stark über den Rahmen der Urgeschichte hinaus. Die über 40 Seiten umfassende Abhandlung über die Fauna des jüngeren Tertiärs ist trotz ihrer sonstigen großen Wichtigkeit hier, für die Urgeschichte, m.E. überflüssig. Auch die weiteren Ausführungen sind, der bekannten Sorgfalt des Verfassers entsprechend, ausgezeichnet und werden für die urgeschichtliche Forschung immer wieder zu Rate gezogen werden, schon der vielen präzisen Materialangaben wegen. Erfreulich ist der Versuch, der schärferen Chronologie der neueren Pfahlbauforschung Rechnung zu tragen. Eine noch straffere Durchführung dieses Gedankens ließe sich ohne weiteres verantworten.

Das von O. Schlaginhaufen verfaßte Kapitel «*Der Mensch*» beschränkt sich auf die Anthropologie der Steinzeit der Schweiz. Trotzdem es nirgends gesagt wird, muß doch angenommen werden, daß im Band II die Anthropologie der Epochen Bronzezeit bis frühes Mittelalter behandelt werden wird. Wieso wird nun die Anthropologie aufgeteilt und zu den einzelnen urgeschichtlichen Abschnitten gelegt und die anderen naturwissenschaftlichen Disziplinen nicht? Wir erkennen keinen Grund hierfür. — Paläolithische und mesolithische Menschenreste einwandfreier Datierung sind in der Schweiz so selten, daß sie kein brauchbares Allgemeinbild ergeben. Recht zahlreich sind hingegen Funde aus neolithischen Gräbern und Pfahlbauten. Aus den Darlegungen Schlaginhaufens ist kaum zu erkennen, daß ihm vom Herausgeber neue Probleme gestellt wurden. Es erstaunt, daß Schlaginhaufen für die Schädelmaterialien die zeitliche Einteilung von Schenk (1912!) noch verwendet. Die neueren Gesichtspunkte der archäologischen Forschung, daß die Menschen der jüngeren Steinzeit verschiedenen Kultur- und Völkergruppen angehören, werden kaum berücksichtigt. Damit stammen nun aber die Durchschnittswerte, wie sie von den neolithischen Schädeln ausgerechnet werden, von einem, was Zeitstellung und Herkunft angeht, verschiedenen Material und besagen zum mindesten dem Historiker sehr wenig. Solange der anthropologischen Forschung der Schweiz nicht das einigermaßen urgeschichtlich beurteilbare Skelettmaterial zugrunde gelegt wird, können ihre Resultate von der Urgeschichte aus keine Berücksichtigung erfahren. Das gleiche gilt schließlich auch für einen großen Teil des in älterer Zeit gehobenen archäologischen Materials.

Den Naturwissenschaften sind 405 Seiten gewidmet. Es folgen nun 321 Seiten, die der *Geschichte der Steinzeit* gewidmet sind, also dem Paläolithikum, Mesolithikum und dem Neolithikum. Um sie geht es in diesem Bande eigentlich und für sie interessieren wir uns natürlich in erster Linie. Die

große zeitliche Einteilung, die zu Grunde gelegt wird, ist die übliche. Ob die hier versuchte Stufennumerierung der älteren Steinzeit sich durchzusetzen vermag, wird sich zeigen. Sie liegt nicht gerade in der Tendenz der internationalen Forschung.

Wir können uns, des Raumes wegen, hier nicht bei den Abschnitten der *frühen Altsteinzeit* aufhalten, die eine gute Materialübersicht bieten. Es zeigt sich dabei erneut die Schwierigkeit einer endgültigen Gruppeneinteilung bei der Seltenheit von Stationen dieser Zeit. Manches bleibt doch schwer zu beurteilen, umsomehr, als die älteren Höhlenausgrabungen doch in ihrer Dokumentation den heutigen Ansprüchen nicht mehr voll genügen. — Die Behandlung der *Kultur des Magdalénien* durch O. Tschumi besteht vornehmlich in einer Beschreibung der schweizerischen Fundstellen in geographisch geordneter Reihenfolge. Die geistige Kultur des Eiszeitjägers wird mit Abhandlungen über die altsteinzeitliche Kunst und den Totenkult (zu welchem es aus der Schweiz nichts beizutragen gibt) dem Leser nähergebracht. Über Probleme der Kulturzugehörigkeit verschiedener Ausprägungen des schweizerischen Magdalénien und ihrer Chronologie, wie sie uns heute bewegen, vernehmen wir nichts. Dem Nichtfachmann wird im Abbildungsmaterial sozusagen nichts von den wichtigen Jagdwaffen der Epoche vorgelegt, die nicht nur kulturgeschichtlich, sondern auch für die feinere zeitliche Einordnung der Stationen von größter Wichtigkeit sind. In der Durcharbeitung des Materials geben wir der 1947 erschienenen Monographie von H. G. Bandi über die Epoche entschieden den Vorzug. Dieses Buch ist hier auffälligerweise überhaupt nicht erwähnt.

Die *mittlere Steinzeit* ist immer noch das schwierigste Kapitel der schweizerischen Urgeschichte wegen der Seltenheit ganz zuverlässiger Fundstellen, die als Grundlage für die Ausarbeitung eines Kulturgruppen- und Zeitschemas verwendet werden könnten. Andererseits gibt es aber schon eine große Zahl offener Siedlungsplätze, wo die Funde oberflächlich aufgelesen werden können und deshalb in der Zusammensetzung des Typenmaterials nicht als absolut zuverlässig betrachtet werden können. Trotzdem ist ihr Studium unerlässlich, da sich eben doch Differenzierungen aufzeigen lassen. Jedenfalls ist es heute schon möglich, wichtige Probleme anhand der Funde zu erörtern und wenigstens zur Diskussion zu stellen. Von diesem Material wird fast nichts dem Leser effektiv vorgelegt. Die Karte der Stationen (Abb. 205) ist durchaus ungenügend. Daß die vielen Stationen des Limmattales im Bild ausgerechnet durch Funde repräsentiert werden, von denen kaum etwas typisch mesolithisch ist (Abb. 220), ist zum mindesten merkwürdig. Ebenso, daß die Kultur des Azilien, die auch nach Tschumi nach der Station Mas d'Azil benannt ist, konstant «Asil-Kultur» genannt wird. Sehr ausgiebig wird ausländisches Material herangezogen, das nun aber dem Leser kaum eine Vergleichsmöglichkeit mit schweizerischem Material gibt, weil von letzterem fast nichts abgebildet ist. Überhaupt ist in keinem andern Kapitel die Wichtigkeit des gebotenen Abbildungsmaterials von Tschumi so offensichtlich.

lich unterschätzt worden wie bei diesem. Für jemanden, der sich die in schweizerischen Sammlungen und Museen liegenden Funde nicht selbst zusammengestellt hat, ist es völlig unmöglich, aus diesem Kapitel sich ein wirkliches Bild zu verschaffen von dem, was es heute schon gibt und wie die Probleme liegen. Die 43 Seiten dieses Abschnittes boten einigen Raum, um von den besten Stationen Typisches abzubilden (z.B. statt der ganzseitigen Abbildung 206 der Romanellihöhle in Italien und ihrer Funde Abb. 207—208). Denn es ist unmöglich, einen Eindruck von einem Inventar zu bekommen, das nur in Typenbezeichnungen genannt wird, von denen übrigens nicht immer klar ist, wie sie der Verfasser verstanden haben will. Mehr läßt sich hier leider nicht sagen.

Auf sichereres Gebiet kommen wir mit dem *Neolithikum*. Es ist mit dem oft spröden Material aus der älteren und mittleren Steinzeit der Schweiz gewiß nicht leicht, das *historische* Ziel der Urgeschichtswissenschaft immer wieder hervortreten zu lassen. Dies wird nun anders. Der offenkundige Zusammenhang unserer frühen Bauernkulturen mit orientalischen Kulturen macht dies direkt fühlbar. Die hinter dem archäologischen Fundmaterial stehenden Menschengruppen werden wesentlich besser faßbar. Ihre Hinterlassenschaft ist viel differenzierter (was nicht zuletzt der nun auftretenden Keramik verdankt wird) und schon rein zahlenmäßig reicher. Stationen mit klarem Schichtaufbau und leicht unterscheidbaren mehr oder weniger konstanten Komplexen von Gerättypen erlaubten, zu manchen gesicherten Resultaten zu gelangen und vor allem auch Vergleiche mit ausländischen Kulturgruppen anzustellen. Da das Ganze sich bei uns innerhalb von etwa 12 Jahrhunderten abspielt, war eine Konstanz der Kultur und selbst Bevölkerung kaum zu erwarten. So unterscheiden wir heute mehrere ihrer Herkunft und z.T. ihrer Zeitstellung nach völlig verschiedene Kulturen in der Schweiz. Für jeden historisch arbeitenden Archäologen *müssen* sie die Grundlage der Betrachtung bilden. Ihr Inventar muß klar vorgelegt werden und damit ergibt sich zu gutem Teil schon der einzuschlagende Weg. Dabei betrifft das Problem des Übergangs vom Mesolithikum zum Neolithikum natürlich in erster Linie unsere ältesten Bauernkulturen. Tschumi geht wesentlich anders vor. Nach kurzer Erörterung von Übergangsproblemen gibt er auf 76 Seiten einen Gesamtüberblick über die materielle Kultur (Siedlungsformen, Jagd, Ackerbau, Nahrung, Haushandwerk etc.). Wer wissen will, was zu einzelnen Kulturgruppen als typisch gestellt werden kann, wird seine Mühe haben. Hie und da werden Namen von Kulturgruppen genannt, ohne daß dem nicht orientierten Leser zur Genüge gesagt wird, worum es sich eigentlich handelt. Der Nichteingeweihte erhält hier zur Hauptsache den Eindruck einer neolithischen Gesamtkultur, die es so gar nie gegeben hat. — Es folgt ein zweites Kapitel über die geistige Kultur (53 Seiten). Es befaßt sich mit Gräbern und Grabriten, Chronologie und Kulturverlauf, dem Indogermanenproblem und den Uranfängen des religiösen Lebens. Wir können aus dieser sehr unhomogenen Disposition nur wenig herausgreifen.

Auf Seite 669 erscheint zum ersten Mal der Name einer neolithischen Kulturgruppe als Überschrift, ausgerechnet die in der Schweiz am schwächsten vertretene Glockenbecherkultur, wobei das Umgebiet miteinbezogen wird. Von den 24 abgebildeten Gegenständen sind drei schweizerisch, die übrigen sind süddeutsch. Als einziger schweizerischer Fundort wird der von Basel-Hörnligottesacker genannt. Es fehlen auch im Text: Muttenz, Neu-Allschwil, Vinelz, Baldegg, Schöfflisdorf etc. Seite 673ff. erscheint nun endlich das Kapitel «Chronologie und Kulturverlauf», das doch die Grundlage für das ganze Kapitel Neolithikum bilden müßte. Es besteht zum großen Teil aus einem Referieren über die Diskussion um Chronologiesysteme für die Schweiz seit 1883 bis heute unter Beigabe entsprechenden Bildmaterials. Das Fazit des Verfassers besteht in einer halbseitigen Übersicht über frühe, mittlere und späte Gruppen. Zur ersteren gehört das Néolithique ancien Vouga (= Cortaillod-Stufe Vogt), die Bandkeramik, die Rössener Kultur, die Schussenrieder Kultur und die Michelsberger Kultur; zur zweiten das Néolithique moyen Vouga (= Horgener Kultur Vogt) und die Glockenbecherkultur A; zur dritten Gruppe «die schnurkamerischen Kupferstationen, wie Vinelz u. a.». Tschumi nennt nun hier doch fast ausschließlich auch sonst anerkannte Kulturgruppen und versucht auch eine, wenn auch unzulängliche zeitliche Einordnung. Man fragt sich nun ernstlich, warum er diesen, die doch auch für ihn einen bestimmten Charakter und Umfang besitzen müßten, nicht eine sorgfältige Beschreibung angedeihen läßt. Sind dies für ihn nur Namen oder setzt er die Kenntnis in aller Welt voraus? Ich lasse einige Beispiele der Behandlung der Kulturgruppen folgen. In der eben genannten *Hauptübersicht* wird zum Namen «Michelsberger Kultur» vermerkt: «In Egolzwil II nachgewiesen». Bei der Nennung der Keramik dieser Siedlung S. 582 wird von Michelsberger Keramik nichts gesagt, was auch richtig ist, weil die große Masse der Keramik nur ganz schwache Einflüsse der Michelsberger Kultur aufweist, sondern drei anderen Kulturen angehört. Etwas über Michelsberger Kultur ist noch S. 577 unter «Moorbauten, Weiher bei Thayngen» gesagt und an wenigen anderen Stellen, die anhand des Registers zusammengesucht werden können. Aber ein wirkliches Bild dieser nahezu wichtigsten neolithischen Kultur der Nordschweiz zu geben, ist in diesem Buch nicht versucht worden, wird doch von der reichen Keramik außer einem Backteller *nicht ein Gefäß* abgebildet. — Von Schnurkeramik erscheinen auf Abb. 266 («Die kupferführende Station Vinelz») wenigstens 2 Gefäße und 1 Scherbe und auf Abb. 262 (nach Vouga) 1 Scherbe. Von den 4 Gefäßen aber auf Abb. 265 («Schnurkeramik und Kupfergeräte») sind 3 spätbronzezeitlich, und das vierte gehört zur jüngeren Cortaillod-Kultur. Diese Beispiele müssen hier genügen.

Kulturgruppen werden durch zwei Begriffe erfaßt, nämlich erstens durch ihren Inhalt und zweitens durch die Verbreitung ihr zugehöriger Funde, welche letztere man durch Karten darzustellen pflegt. Ohne solche ist eine historische Betrachtung in der Urgeschichte überhaupt unmöglich. Die ein-

zige Karte (außer den Pfahlbaukarten des Anhangs) zur Jungsteinzeit der Schweiz ist hier die auf Abb. bei S. 576. Sie enthält eine willkürliche Auswahl weniger Fundgruppen, wobei Kulturgruppen nicht figurieren.

Ich überlasse es den Fachleuten, sich die zahlreichen Fehler rein materieller Art zu korrigieren. Ich gehe auch auf sonstige Unebenheiten nicht ein (daß z.B. die Schifffahrt zum «Haushandwerk (Hausfleiß)» gerechnet wird, vgl. S. XIV). Es sind deren so viele, wie sie in einem als Standardwerk bezeichneten Buch eigentlich nicht vorkommen dürften.

Man möchte sich den 2. Band, der u.a. die schwierigen Kapitel der metallzeitlichen Kulturen enthalten wird, also in mancher Hinsicht anders angelegt wünschen als diesen ersten. Wir wollen hoffen, daß die Bearbeiter der einzelnen Abschnitte ihre Darbietungen des Materials und der Probleme auf den heutigen Stand der Forschung zuschneiden.

Zürich

Emil Vogt

JEAN-CHRISTIAN SPAHNI, *Les mégalithes de la Suisse*. (Schriften des Institutes für Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, 7.) Verlag des Institutes, Basel 1950.70 S., 6 Abt. 8 Taf.

Es ist nicht sehr dankbar, sich einem umstrittenen Gebiet zuzuwenden, das, wie die Megalithen der Schweiz, manchen Zweifeln unterworfen ist. Unter Megalithkulturen versteht der Prähistoriker, grob gesagt, Gruppen von Menschen, die aus besonders großen Steinen Gräber und andere Monumente (z.B. Stonehenge) errichteten. Meist stellten die betreffenden Kulturgruppen auch charakteristisches Gerät her (z.B. Keramik), so daß die Zuweisung neuer Entdeckungen zu einer Megalithkultur nicht nur auf die Bauten selbst angewiesen ist. Wie weit die Schweiz zur Jungsteinzeit an einer der sehr weitverbreiteten Megalithkulturen teilhatte, ist noch nicht eindeutig abgeklärt. Gewisse große Steinkistengräber gehören in den Zusammenhang. Vor rund 20 Jahren wurde Zugehörigkeit gewisser Teile oder Perioden der Schweiz zum megalithischen Kreis unbeschwerter beurteilt als heute, wo die Frage komplexer erscheint.

Es sind nicht alle großen Steine besonderer Art auch ohne weiteres echte megalithische Denkmäler, d.h. sie stammen gar nicht immer aus prähistorischer Zeit und der Beweis für vorchristliches Alter ist schwer zu erbringen. Gerade die so beliebten Schalensteine gehören im allgemeinen nicht in die Urzeit, da in der Schweiz beweisende Beifunde fehlen. Und betrachtet man die Zeichnungen von schweizerischen «Megalithen» (Spahni l.c. Fig.5), so erscheinen sie dem, der prähistorische Ornamentik kennt, neuzeitlich.

In der von J.-Chr. Spahni aufgestellten Liste der verschiedenen Denkmäler (es sind zwischen 2—300) sind sicher einige, die zur megalithischen Kultur gehören könnten; für wie viele aber liegt ein bündiger Beweis vor? Daß der Wunsch nach Megalithen ganz allgemein vorhanden ist, läßt sich bei ihrer imponierenden Technik und ihrem Zusammenhang mit religiösen